

(Nachdruck verboten.)

261

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

IV.

Als Mederic in Begleitung seiner Mutter zum erstenmal Besuch bei Herrn und Frau La Baupalière gemacht hatte, äußerte er sich beim Nachhausegehen nicht gerade freundlich über Hortense:

„Das ist ja keine Frau, das ist ein Junge.“

Sie bemühte sich, ihn umzustimmen; sie machte ihn auf ihren scharfen Verstand aufmerksam; allein er blieb bei seiner Ansicht.

„Alles, was ich Dir zugeben kann,“ sagte er, „ist, daß dieser Junge durchtrieben, originell und amüßant sein mag; aber von Weiblichkeit keine Spur!“

Dieses Urteil entsprach seiner bisherigen Geschmacksrichtung, die ihn an Frauen zumeist die üppigen Reize hatten schätzen lassen. Um so mehr erstaunte er über sich selbst, als er schon nach einer Woche wahrnahm, daß ihn diese hagere Frau aufs lebhafteste beschäftigte und daß ihr Bild durch nichts aus seiner Erinnerung zu banuen war.

Ihr drolliges Wesen muß es sein, dachte er, das sie so interessant macht, und er wunderte sich darüber, daß eine Frau ohne jeden körperlichen Vorzug und ohne ein Wort zu sprechen, durch die bloße Absonderlichkeit ihrer Nase oder ihres Mundes geistreich erscheinen konnte. Er mußte jetzt erkennen, daß dieser Junge wirklich eine Frau war, und daß ihn noch nie eine Frau so eingenommen, so aufgeregt hatte, wie diese. Wenn er in ihrer Nähe war, so verlor er sie nicht aus den Augen; war er fern von ihr, so suchte er sie, und unaufhörlich sprach er mit jedermann von ihr, mit seiner Mutter, seinen Kollegen im Bureau, mit Turlure, den er über die Frau ihre Vergangenheit, ihre erste Ehe, ihren ersten Mann ausforschte. Turlure, sonst so redselig, hielt sich in seinen Antworten sehr zurück; er sagte ihm nur, es habe der intelligent veranlagten Frau nichts als eine gute Erziehung gefehlt, um einen hervorragenden Geist zu entwickeln, und schweifte dann auf das Thema der klösterlichen Erziehung ab, die er für mangelhaft erklärte. Was den ersten Mann Hortenses betreffe, so sei sie nicht glücklich mit ihm gewesen, denn er habe sie grob und roh behandelt. Als Mederic noch weiter fragte, bemerkte Turlure mit seiner durchdringenden Polizeimiene:

„Madame La Baupalière scheint Sie demnach sehr zu interessieren?“

Mederic wurde verlegen und antwortete:

„Mich interessiert alles Originelle und Geheimnisvolle.“

„Warum glauben Sie, es gebe etwas Geheimnisvolles in dem Leben von Frau La Baupalière?“

„In ihrem Leben? Das weiß ich nicht, aber in ihrem Wesen sicher! Sie ist so verschieden von anderen Frauen, und meine Frage hat nur den Zweck, mir den Grund dieser Verschiedenheit zu erklären.“

„Halten Sie es für heilsam, mein junger Freund, den Charakter der Frauen zu studieren?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich wünschte nun nicht, daß Sie sich in die Erforschung dieser Frau gerade am allerwenigsten vertiefen, denn sie ist eine Art von Sphinx, und vergessen Sie nicht, daß die Sphinx des Oedipus die Unflugen tötete, welche ihre Rätsel zu lösen suchten!“

„Aber diese Rätsel waren schließlich doch nicht unlösbar, da Oedipus ja das vom Tier mit den vier Füßen erriet.“

„Wollen Sie etwa Madame La Baupalière zum Tode verurteilen, indem Sie das ihrige raten und sie, wie Oedipus die thebanische Sphinx, zwingen, sich in die Fluten zu stürzen?“

„Könnte das geschehen?“

„Ich weiß nichts davon, wie Sie sich leicht denken werden; ich spreche nur vom Gesichtspunkte der Fabel aus.“

„Ich natürlich auch.“

„Das ist mir sehr lieb, denn ich bleibe dabei, daß es gefährlich für junge Leute ist, sich auf die Erforschung der Charaktere von Frauen einzulassen; man denkt beständig an

sie, und eines schönen Tages ist man gefangen, wird von der Leidenschaft ergriffen und verliert alle Ruhe und Fröhlichkeit, und das ist vom Uebel, denn schon Plinius hat mit vollem Rechte gesagt, der Erfolg der Studien liege im Frohsinn.“

Turlure war innerlich stolz darauf, seinem jungen Freunde diese Zurechtweisung erteilt und durch die Anwendung einer lateinischen Sentenz seinem Geiste eingepreßt zu haben. In der That sprach der junge Freund nicht mehr mit ihm von der Sphinx.

„Den habe ich vom Rande des Abgrundes gerettet!“ dachte er. Und da er alles, was er that, Madame Turlure mitteilte, so mußte auch diese den Inhalt des mit Mederic geführten Gesprächs erfahren. Allein Frau Turlure zankte ihn aus:

„Was für Ideen Du doch hast! Der wohlgezogene, zarte, anständige Junge könnte sich in Madame La Baupalière verlieben!“

„Nun, La Baupalière hat sich doch auch in sie verliebt.“

„Ach was, La Baupalière ist ein ganz anderer Mensch, als Mederic. Wie Du nur zu solchen Einfällen kommst, und was diese Frau nur an sich hat, um Euch allen den Kopf zu verdrehen!“

„Mir?“

„Jawohl, Dir so gut wie den anderen. Wie gerätselt Du nur auf die Idee, dieser wackere junge Mann könnte sich in die Frau verlieben?“

„Nun, weil er sich so angelegentlich mit ihr beschäftigt. Uebrigens widerspricht Du Dir selbst, indem Du für unmöglich erklärst, daß Herr Artaut sich in sie verliebe, und gleichzeitig behauptest, sie verdrehte uns allen den Kopf.“

„Bei Euch alten Herren ist das etwas anderes. Euch erhitet ihr sonderbares Wesen, ihre herausfordernde Dreistigkeit, ihr Mund, der alles verspricht; aber einen ehrbaren jungen Mann, wie Herr Artaut, lassen derartige Verführungskünste, eine derartige Vermischung von Unschuld und Frechheit völlig gleichgültig.“

Turlure fand den von seiner Frau gebrauchten Ausdruck „Unschuld und Frechheit“ sehr bezeichnend, sehr treffend. Beide vergaßen aber, daß das, was ihrem erfahrenen Blick an den Geberden und Mienen von Madame La Baupalière als frech erschien, für Mederic einfach originell und drollig war. Diese Frau dünkte ihm in allem verschieden von den beständig ruhigen, kalten, würdigen und korrekten, die er bisher gekannt, und in diesem Unterschiede lag für ihn der Reiz.

Auch wäre sie ihm wahrscheinlich gleichgültig geblieben, wenn sie und ihr Gatte wirklich das verliebte Paar gewesen wären, von welchem man ihm gesprochen hatte; denn nichts beschließt eine Frau so sehr, als daß man weiß, daß sie liebt und geliebt wird. Allein es gehört wenig Scharfblick dazu, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Sechs Monate vor seiner Ankunft in Oissel hatte dort eine Schauspielerin niederen Ranges aus Paris, bekannt durch ihre galanten Abenteuer, ein Schloß am Seineufer gekauft, welches sie mit einem Cirkusstallmeister, ihrem Verlobten, zu bewohnen gedachte. Allein am Hochzeitsabend war es zwischen den Neuvermählten zu argen Händeln gekommen, die eine Scheidung unvermeidlich machten, und La Baupalière, durch dessen Vermittlung das Schloß gekauft worden war, stand Frau Rosa Malouy als Rechtsrat in dem Prozesse bei. Seitdem erzählten die Schreiber des Notariats einander mehr oder weniger verblümt, daß ihr Prinzipal nicht nur der Rechtsbeistand, sondern auch der Freund und Tröster der verlassenen Dame geworden sei, obwohl sie gut zwölf Jahre mehr als er zählte.

Daß dem wirklich so war, schienen die häufigen Besuche, die der Notar auf dem Schlosse machte, sowie seine häufigen, nicht durch den Prozeß motivierbaren Reisen mit seiner Klientin nach Rouen und Paris klar zu beweisen. Von alledem mußte auch Madame La Baupalière Kenntnis haben; war daraus nicht der Schluß gerechtfertigt, daß auch sie geneigt wäre, einen Tröster zu acceptieren?

Warum sollte er nicht den Versuch wagen, es zu werden?

V.

Madame Artaut wünschte, daß ihr Sohn seine freie Zeit möglichst in ihrer Nähe verbringe und kein Bedürfnis fühle,

zu seiner Zerstreung nach Rouen zu fahren, wo er ihrer mütterlichen Aufsicht entzogen war. Deshalb gab sie, um ihm Unterhaltung zu verschaffen, jede Woche ein Essen, zu welchem auch der Notar und seine Frau gebeten waren. Ebenso folgte sie mit ihrem Sohn auch den Begeneinladungen, welche diese an sie richteten, bald zu Mahlzeiten, bald zu Abendgesellschaften, bei denen musiziert oder auch eine Partie Boston, Whist, Misti oder Rams gespielt wurde, da namentlich La Baupalière leidenschaftlich die Kartenpiele liebte.

Anfangs hatte Mederic diese Abende herzlich langweilig gefunden, und seine Mutter war mit all der Mühe, die sie sich seinetwegen auferlegt hatte, genau zu dem entgegengesetzten des von ihr gewünschten Resultats gekommen, denn der junge Mann suchte beständig Vorwände, um nach Rouen zu fahren. Als er aber begann, sich für Hortense zu interessieren, war ihm auch das Kartenspiel nicht mehr zuwider, denn es bot ihm Gelegenheit, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen, neben ihr zu sitzen, ihre Hand, ihren Fuß zu streifen. Eine Zeit lang genügte ihm das. Er fand ihre zarte, sammeltweiche Hand mit den blauen Linien, die sich rosig färbte, wenn sie sie vor die Lampe hielt, ganz reizend. Und wie verwirrend war das räthelhafte Lächeln, mit dem sie ihn maß, wenn sich zufällig unter dem Tische ihre Füße berührten? Was bedeutete dieses Lächeln? War es einfach eine Frage? Oder war es eine Ermutigung, Kühner zu sein? Jedenfalls enthielt es keinen Vorwurf, keinen Ausdruck der Geringschätzung, noch die Empörung einer verletzten Scham.

Er wollte Gewißheit darüber haben.

Für einen unternehmenden, auf Abenteuer sinnenden Charakter war nichts leichter: er brauchte diese reizende Hand, wenn er sie streifte, nur einmal in der seinigen festhalten; die Art und Weise, wie diese stumme Erklärung aufgenommen würde, mußte ihm sofort die gewünschte Antwort unzweideutig geben. Allein Mederic war nicht unternehmend, sondern im Gegentheil schüchtern und zurückhaltend, denn er fürchtete, eine schroffe Abweisung zu erfahren und sich dadurch alle seine Hoffnungen zu zerstören. Damit bewies er nur, daß diese Hoffnungen bereits sehr lebhaft waren, daß er Hortense bereits zu lieben angefangen hatte; er wollte sicher gehen, aus Furcht, die Aussichten, die ihm seine Phantasie eröffnet hatte, zu verlieren; darum wollte er zu einem bestimmten Einnehmen gelangen, bevor er es wagen würde, ihr seine Wünsche zu erkennen zu geben.

Das Kartenspiel, mit welchem man allwöchentlich zwei Abende verbrachte, bot ihm das Mittel, sein Ziel zu erreichen.

Sobald La Baupalière die Karten in der Hand hatte, war seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Spiel und das seiner Gegner gerichtet. Der gleichen Hypnotisierung war Frau Artaut anheimgefallen. Wenn daher die vier Personen am Spieltische saßen, so existierte für den Notar seine Frau nicht mehr, und die Mutter hörte auf, ihren Sohn mütterlich zu beaufsichtigen; so hatten denn Hortense und Mederic volle Freiheit zu reden und zu thun, was sie nur mochten. Bisher hatte er diese Freiheit nur dazu gebraucht, von geringfügigen Dingen zu plaudern, aber jetzt wollte er sie gründlich verwerten, indem er auf den Umstand spekulierte, daß Madame La Baupalière leidenschaftlich wurde, wenn sie gewann, aber völlig gleichgültig blieb, wenn sie verlor.

Im Misti, einer Art von Trente-un, bildet der Treff-Bube das „Mistigris“, den höchsten Trumpf. Eines Abends saß er neben ihr, als dieses Spiel gespielt wurde; er lenkte ihre Aufmerksamkeit durch einen leichten Stoß auf sich, zeigte ihr eine seiner Karten, die er in der Hand hielt, und winkte, sie möchte ihre Hand nähern.

„Wozu?“ frug sie mit dem Blick.

„Um Ihnen diese Karte zuzudecken,“ antwortete er auf die gleiche Weise.

Lächelnd that sie, was er gewünscht hatte.

„Was habt Ihr denn?“ bemerkte La Baupalière, der zwar den Austausch der Karten nicht gesehen, aber doch eine Bewegung beider wahrgenommen hatte.

Sie antwortete lachend:

„Mederic ist es, der mir durch eine lebhaft Pantomime mitteilt, daß er ein schlechtes Spiel hat.“

„Und Madame erwidert mir auf dieselbe Art,“ fügte Mederic hinzu, „daß das ihrige gut ist.“

Und Aug' in Auge versenkt, lächelten beide einander verständnisvoll zu.

„Nun, wo ist das gute Spiel?“ frug La Baupalière.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kesselstein.

Vor einigen Wochen ging durch die Zeitungen unwidersprochen die Nachricht, daß ein Schuttmann zu einem Fabrikanten nach Einsicht des Revisionsprotokolls gesagt habe: „Na, das war ja bei Ihnen selbstverständlich, daß alles in Ordnung ist; na, und den fehlenden Kesselstein werden Sie wohl bald besorgen, damit wir nicht erst Weitläufigkeiten haben.“ Obgleich wohl keiner unserer Leser das Fehlen von Kesselstein bei einem Dampfkessel, wie jener Schuttmann, für einen Mangel halten wird, bestehen über die Mittel zur Verhütung desselben vielfach unrichtige Ansichten.

Die mehr oder weniger harte Kruste, die sich mit der Zeit aus dem Speisewasser der Dampfkessel auf der Innenwand der Kessel ansetzt, ist in zweifacher Hinsicht schädlich: erstens ist sie die Veranlassung großen Verlustes an Heizmaterial, indem sie die direkte Wärmeleitung zwischen Kesselwand und Wasser verhindert, und zweitens ist sie die Ursache vieler, wenn nicht der meisten Dampfkessel-Explosionen. Zu ihrer Verhütung resp. Beseitigung werden fast täglich neue Mittel angepriesen, wobei man natürlich nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, daß das Mittel in jedem Falle ausgezeichnet wirkt.

Im hygienischen Museum in Berlin sind eine ganze Reihe in dieser Weise angepriesener Kesselsteinmittel aufgestellt, über deren Unwirksamkeit kein Zweifel besteht. Zunächst ist es widersinnig, zu behaupten, daß ein solches Mittel in jedem Falle helfe, daß es ein Unversalzmittel sei. Denn solche kann es gar nicht geben, weil die Kesselspeisewässer, je nach ihrer Herkunft, sehr verschiedene Bestandteile enthalten, sodaß was bei dem einen Wasser die Absetzung von Kesselstein verhindert, bei einem anderen Wasser ganz unwirksam sein muß.

Die Speisewässer der Dampfkessel können in zwei Gruppen eingeteilt werden: in solche, die im wesentlichen Kalk an Kohlenäure gebunden enthalten und in solche, die ihn an Schwefelsäure gebunden enthalten. Beide werden durch das Erhitzen des Speisewassers unlöslich; bei dem kohlen-sauren Kalk vollzieht sich dieser Prozeß, indem durch das Erhitzen die lösende Kohlenäure aus dem Wasser ausgetrieben wird und bei dem schwefel-sauren Kalk oder dem Gips, indem derselbe beim Kochen der Lösung in unlöslichen Anhydrit verwandelt wird. Dieser ist krystallinisch; deshalb geben gipshaltige Speisewässer den härtesten Kesselstein.

Auch davon, wie das Wasser aus dem Kessel nach Abstellung des Feuers abgelassen wird, hängt die größere oder geringere Härte des Kesselsteins ab. Läßt man das Wasser ablaufen, so wird der Kesselstein trocken und zähe, läßt man dagegen vor Beseitigung das Wasser langsam abkühlen, so gelingt die Ablösung leichter. Saure Grubenwässer sollte man möglichst nicht zur Speisung von Dampfkesseln verwenden, denn dieselben enthalten meist außer Kalk noch andere Salze, wie Eisen- und Kupfersalze, die die Kesselwände stark angreifen. Auch das Meerwasser übt eine zerstörende Wirkung auf die Kessel auf; hier ist die Verwendung eines geeigneten Kesselsteinmittels unbedingt geboten. Dagegen ist das aus Torfmooren stammende Wasser zur Kesselspeisung sehr geeignet, da es weniger feste Bestandteile enthält und diese sich als loderer Schlamm absetzen.

Man entfernt den Kesselstein von Zeit zu Zeit durch Abklopfen und Ausbrechen mit eisernen Werkzeugen, was aber für die Haltbarkeit der Kessel nicht vorteilhaft ist, da das Metall und die Vernietungen dadurch angegriffen werden. Bei kupfernen Kesseln kann man den Kesselstein sehr gut mit Salzsäure entfernen, die den kohlen-sauren Kalk löst und den Gips als feines Pulver dabei abscheidet. Besteht aber der Kesselstein aus Gips allein, so kann diese Säure nichts nützen; auch bei Gefäßen, die Eisen enthalten, kann Salzsäure nicht angewendet werden.

Die Kesselsteinkrusten sind, wie schon gesagt, schlechtere Wärmeleiter als das Metall. Dadurch wird an das Wasser nicht so schnell und so viel Wärme abgegeben, als bei reiner Metallfläche, und dadurch kann der Uebelstand eintreten, daß, wenn die Krusten dick sind, und das Wasser mit dem Metall nicht mehr in Berührung kommt, das Metall dann schnell glühend wird, und plötzlich durch sehr starke Ausdehnung desselben die anhängende Kruste reißt. Sobald dann das Wasser von niedrigerer Temperatur mit dem glühenden Metall in Berührung kommt, findet eine heftige Dampfbildung statt, die trotz Blasens der Ventile eine Explosion des Kessels bewirkt.

Die anzuwendenden Kesselsteinmittel bestehen entweder aus organischen Stoffen, aus Salzen oder aus Fettsäuren. Sie werden am besten dem Wasser schon im Vorwärmer zugesetzt. Der Zusatz von Kartoffeln, Malz und Branntweinischlempen macht das Wasser schleimig und verhindert das Zusammenbadern der sich aus dem Wasser niederschlagenden Kesselsteinteilchen zu harten Krusten. Man hat beobachtet, daß durch Kartoffeln sich schon vorhandene Krusten wieder auflösen. Auch gerbstoffhaltige Materialien, namentlich G catechu, geben oft gute Resultate. Aber das so behandelte Wasser ist für weitere Zwecke nicht mehr zu brauchen, weshalb diese Mittel dort nicht angewendet werden können, wo man das übrigbleibende Kesselwasser noch anderweitig braucht.

Von den angewendeten Salzen ist Soda das beste. Sie zerlegt beim Kochen einen mehr oder weniger großen Teil des Gipses unter Bildung von Glaubersalz in kohlen-sauren Kalk, der einen gut zu entfernenden Schlamm bildet. Auch Chlorbarium wird häufig gebraucht, ist aber nicht so empfehlenswert. Die meisten Geheimmittel

bestehen aus Mischungen der verschiedensten Salze, die häufig eine entgegengesetzte Wirkung haben. Von den Fettstoffen muß das vielfach angewendete Talg entworfen werden. Die Fettsäuren desselben bilden mit dem Kalk unlösliche Kalkseifen, die sich fest an den Kessel ansetzen und nicht nur durch schlechte Wärmeleitung bedeutende Verluste verursachen, sondern auch bei plötzlichem Losspringen von der Kesselwand festige Dampfentwidelung und Explosionen verursachen können. Auch die Wiederbenutzung abgetriebenen Speisewassers ist deshalb gefährlich, weil dasselbe von der Verührung mit den eingesehteten Säben fetthaltig wird und die Bildung und Festsetzung unlöslicher Kalkseifen am Boden veranlaßt. Dadurch wurde die Explosion eines Siederohrgefäßes in einer Leipziger Buchdruckerei am 6. März 1897 veranlaßt. Besser eignet sich als Kesselsteinmittel flüssiges Paraffin, das durch Kalk nicht verfestigt wird. In den letzten Jahren wurden von einer deutschen Maschinenfabrik Petroleuminjektoren zur Verhütung von Kesselstein in den Handel gebracht, die sich gut bewähren sollen.

Sehr zweckmäßig ist das englische Gesetz, welches vorschreibt, daß kein Mittel gegen Kesselstein ohne Zustimmung des Kesselüberwachungsvereins benutzt und kein durch das Manloch oder das Sicherheitsventil, sondern nur in kleinen Mengen durch das Speisewasser zugeführt werden darf. —

Kleines Feuilleton.

k. Unterbrochene Theatervorstellungen. Heutzutage lassen sich die Theaterbesucher nicht so leicht mehr hinreißen, in den Gang der Handlung auf der Bühne einzugreifen, und es erregt ein besonderes Aufsehen, wenn es einmal geschieht. Früher kam das öfter vor. Ein paar lustige Beispiele finden wir in einer Londoner Revue erzählt. Als Madame Celeste in dem „unsterblichen“ Werke „Green Puffes“ auftrat und in der Rolle der Miami, der Indianerin, ihren Gatten, einen Engländer, erschöß, weil dieser sie verlassen hatte, erhob sich plötzlich eine Frau und rief laut: „Gieb's ihm ordentlich! Er ist gerade so ein Schenkel, wie mein Mann!“ — Als im Herbst 1874 im Olympia-Theater „Die beiden Waisen“ aufgeführt wurden, warf eine junge Dame mit den Worten: „Sie Dieb!“ erregt ihr Opernglas auf Mrs. Humble, die Mrs. Henry Neville als den Krüppel Pierre in der Dachstube die misshandelte. — Criminali wurde im Sadlers Wells-Theater eines Tages ausgeführt, nachdem er sein berühmtes komisches Lied „Tippitywhitche“ gesungen hatte. Er wandte sich an das Publikum und sagte: „Ich habe gemerkt, die Stirn gerunzelt, die Nase gerümpft, gewürgt, gegähnt, geschrien, gegrunst, Grimassen geschnitten, geschluckt, kurz alles gethan, was mit Stirn, Stirn, Nase, Waden, Augen und Mund zu erreichen war. Was wollt Ihr denn noch mehr?“ „Was wir wollen?“ gähnte einer aus dem Publikum, „ein neues Gesicht wollen wir!“ — Eine besonders dröhlige Anekdote erzählte die später berühmte gewordene Miß Weston: „Als ich noch ein armes Mädchen war, das sehr hart für seine 30 Schilling in der Woche arbeiten mußte, ging ich während der Ferien nach Liverpool, wo ich immer sehr gut aufgenommen wurde. Ich sollte in einem neuen Stück auftreten, und die Rolle einer in größter Armut zurückgelassenen Waise darstellen. Ein herzloser Kaufmann verfolgt die arme Heldin des Stückes wegen einer großen Schuld und will sie ins Gefängnis bringen, wenn niemand für sie Bürgschaft leistet. Das Mädchen erwidert: „Dann habe ich keine Hoffnung, denn ich besitze keinen Freund in der Welt.“ „Was? Wird kein einziger für Sie Bürgschaft leisten, um Sie vor dem Gefängnis zu retten?“ fragte der gestrenge Gläubiger. „Ich sagte Ihnen schon, ich habe in der ganzen Welt keinen Freund,“ lautete die Antwort wieder; aber dann hatte ich das gesagt, als ein Matrose oben in der Galerie aufsprang, sich über das Geländer schwang, und indem er sich von einem Rang zum andern hinabließ und über das Orchester hinwegsprang, sich in einem Moment neben mich auf die Bühne stellte. „Einen Freund haben Sie doch, liebe junge Frau,“ sagte er mit dem größten Ernst, „ich will für jeden beliebigen Betrag Bürgschaft leisten, und Sie“ — mit diesen Worten wandte er sich an den verblüfften Schauspieler — „Sie Schlingel, wenn Sie sich jetzt nicht drücken, wird es Ihnen schlecht gehen.“ Der Lärm im Theater nach diesem Ausspruch war unbeschreiblich. Trotz des Gelächters im Publikum blieb der Matrose unerachtetlich als mein Beschützer bei mir stehen und konnte erst zum Gehen betwogen werden, als der Direktor mir ein paar Kassengeld, den Betrag der Bürgschaft, überreichte.“ —

Litterarisches.

Neue Lieder der besten neueren Dichter für's Volk zusammenge stellt von Dr. Ludwig Jacobowski. — Berlin. W. Liemann. — Der Herausgeber sitzt im Vorstande der „Neuen freien Volksbühne“, die auf ihre Ankündigungen drucken läßt: Die Kunst dem Volke! Was diese Vereinigung durch Vorführung dramatischer Werke erreichen will, sucht Jacobowski durch reichliche Gaben lyrischer Natur zu erzielen, er will „dem Volke“ einen Bruchteil Kunstpoesie zuführen. Der Versuch wurde gleich im Großen unternommen. Die 160 Seiten starke Sammlung „Neue Lieder für's Volk“ ist in einer Auflage von 100 000 Stück gedruckt worden und soll fast nur auf dem Wege der Kolportage in ganz Deutschland verbreitet werden. Das Heft kostet 10 Pfennige. Auch der Herausgeber hat sich redlich bemüht. Er ist ein tüchtiger, ge-

wissenhafter Schriftsteller, der weiß, was er will. Es ist mir zu begriffen, daß er in der Auswahl bis zu den „Jüngsten“ herabgegangen ist; es ist nicht notwendig, daß das Volk erst dreißig Jahre nach dem Tode eines Dichters erfährt, was er geschaffen. Jacobowski besitzt Geschmack, natürlichen, keinen Modegeschmack. Aber seine Sammlung ist zu litterarisch. Jeder, der sich mit Vermittelung von Kunst an ein größeres Publikum befaßt, ist zu einem Kompromiß gezwungen. Vor jeder Darbietung muß er sich fragen: Wie hoch darfst du das künstlerische Niveau ansetzen, daß der Großteil deiner Leser dir mit Verstand und Gemüt noch folgen kann? Setzt er den Strich zu niedrig, kommt etwas „Unparteiisches“ heraus, will er oben hinaus, dann geht's ihm wie Jacobowski. Der Sammlung „Neue Lieder“ gütet der Litterat schon aus dem Titel. Der beste neueren Dichter. Ist ein Urteil und ein überflüssiges. Die schlechtesten wird man doch nicht ausuchen! „Fürs Volk!“ Klingt wie: Da hast du etwas. Ist etwas Gutes. Bedanke dich auch schön, du Handwerker, Arbeiter oder Bauer. Zum Schluß das Dr. vor dem Namen. Weiß der Herausgeber nicht, daß das „Volk“, das er meint, mit einem Doktor Vertrauen entgegenbringt, dem Arzte? Das Büchlein wird in gewissen Kreisen wenig Anklang finden; der „patriotische“ Kataplan-Lon fehlt ihm fast gänzlich. Pastoreneime giebt's aber genug. Auf diesem Gebiete fehlt dem Herausgeber die Lebenserfahrung. Er meinte, er müßte auch so etwas geben. Aehnlich sieht es mit den socialen Gedichten. Mit Ausnahme einiger Pastoralien von Silencron, Dehmel zc. feuzt da nur die Entfugung, predigt die Verjöhnung. Den Charakter der ganzen Sammlung bestimmen die Liebeslieder, schöne und weniger schöne. Und sie werden das Büchlein empfehlen beim jungen Volke. Der „Buchschmuck“ hätte wegleiben können. —

Kunst.

I. Ein japanisches Porträt aus dem 18. Jahrhundert. Ein Kunstwerk, das in seiner Art einzig dasteht und für die Geschichte der japanischen Kunst eine außerordentliche Bedeutung hat, ist kürzlich nach Paris in die Sammlung Charles Gillot gekommen. Es ist das lebenswahre Porträt eines Priesters, Gaston Migeon, der das Werk in der „Gazette des Beaux-Arts“ zur Abbildung bringt und eingehend würdigt, weist darauf hin, daß bei den Japanern die Kunst des individuellen Porträts bisher völlig unbekannt zu sein schien. Ihre Figuren sind fast immer monoton und ausdruckslos, obwohl sie ausgezeichnet verstanden haben, gewisse typische Ausdrucksformen für Graujamkeit, Verschlagenheit oder Sinnlichkeit zu finden. Das jetzt nach Paris gelangene Werk ist das erste in Europa bekannt gewordene eigentliche Porträt. Es ist ein Kakemono (Malerei auf Seide und Papier, die zusammengerollt wird). Die Darstellung ist von einer großen Einfachheit. Der Priester, der ein gelbbrames Gewand trägt, sitzt zur Seite gemendet und ein wenig vorgebeugt in einem Fauteuil, über dessen hohe Rückenlehne ein grauer Stoff lose geworfen ist. Ueber seine Knie gebreitet liegt eine mit weißen Lotosblüthen geschmückte Dede. Auf diese sind gelegt ein „Jegoro“, ein Weichfranklächlein von vergoldeter Bronze, in Lotosform, mit zarter Goldarbeit geschmückt, und ein Behälter mit den buddhistischen Büchern, der in einen Seidenstoff gehüllt ist. Das Ganze ist im Tone von einer diskreten Harmonie. Die Figur selbst ist mit tüchtem und sicherem Schwunge gezeichnet. Lebhaft und durchdringende Augen leuchten aus dem runden Gesicht heraus, das von einer großen Gütmittigkeit zu zeugen scheint. In Haltung und Ausdruck ist das Porträt von großer Lebendigkeit. Die ein wenig dicken Hände sind peinlich genau gezeichnet, auch die Fingernägel minutiös angegeben. Der seidene Hintergrund ist an verschiedenen Stellen beschädigt und läßt das Papier durchscheinen; dagegen haben die mit Souachefarben behandelten Stellen, die Stoffe, die Requisiten, die Fleischpartien die Seide behalten. Eine Inschrift auf der Rückseite des Blattes giebt den Namen des Priesters und ermöglicht auch eine Datierung: „Jitchin-Osho-Schishiku-Sensei (Name des Priesters) von Gaku-Anji (Name des Tempels) in dem Distrikt Higari, Provinz Yamato“. Aus historischen Dokumenten, die sich in einem Werke des 17. Jahrhunderts gesammelt finden, ergibt sich, daß Jitchin, ein Haupt der Tondai-Sekte, im Jahre 1225 gestorben ist, sodaß das Porträt, nach dem Alter des Dargestellten zu urteilen, für die Jahre 1210—1225 anzusehen ist. Die spärlichen Reste japanischer Malerei aus früherer Zeit, die bisher bekannt geworden sind, bewegten sich ausschließlich auf religiösem Gebiete. Vielleicht gefellen sich aber zu dem ersten lebenswahren Porträt noch andere hinzu. Damals hatte man in allen Tempeln die Gewohnheit, die Porträts der bedeutendsten Priester aufzubewahren; und in jedem Jahre wurde an dem Tage, an dem man eine Gedächtnisfeier für sie veranstaltete, ihr Bild aufgerollt und ausgehängt. Die künstlerische Vollendung des Jitchin-Porträts, die sichere breite Behandlung, der Reichtum an gedämpften Tönen und das Verständnis für dekorative Wirkung setzten eine lange künstlerische Entwicklung voraus, zu der die Japaner sicher die erste Anregung von den Chinesen erhalten haben. —

Erziehung und Unterricht.

kg. Das Schulturnen in Japan. In den Vorschulen für Kinder von 6—10 Jahren wird Unterricht erteilt in der Sittenlehre, im Lesen, Schreiben, Rechnen und Turnen. Dazu kommt dann noch Zeichnen und Singen, sowie für Mädchen Nähen. In den Elementarschulen bei den Kindern von 10—15 Jahren gehört das Turnen zu den wichtigsten Fächern. Während der drei ersten Jahre

sind ihm drei, in den beiden letzten fünf wöchentliche Lehrstunden gewidmet. An Stundenzahl wird es hier nur von dem Japanischen (5 Stunden) und den fremden Sprachen (6 Stunden) erreicht bezw. übertroffen. In der höheren Schulen, bei Knaben von 15-19 Jahren nimmt es mit 6 Stunden die erste Stelle unter allen Lehrfächern ein. Der Unterricht gliedert sich wie bei uns in Frei-, Ordnungs- und Gerätlingsunterricht. Eigentümlich aber ist dem japanischen Schulturn das außerordentliche Gewicht, das, wie die „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel“ mitteilt, den militärischen Übungen beigelegt wird. Vom Einzelritt wird hier fortgeschritten bis zum Bataillonserzieren, und schließlich werden Scheibenschießen, Felddienübungen und Befestigungsarbeiten vorgenommen. Außerdem werden die Schüler der obersten Klassen noch besonders als Gehilfen der in den unteren Klassen unterrichtenden Turnlehrer ausgebildet. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Blütenfarben, ihre Entstehung und Nuancierung hielt Prof. Karl Müller in der letzten Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus einen Vortrag. Einem Bericht der „Woch. Btg.“ entnehmen wir folgendes: Der Vortragende erörterte zunächst die Frage, ob die Mannigfaltigkeit der Blütenfarben auf ähnlich einfacher Grundlage — dem Dreifarbensystem Rot, Blau, Grün — beruht wie die Photographie in natürlichen Farben, oder ob so viel verschiedene Farben (Farbstoffe) vorhanden sind, wie sichtbare Nuancen in den Blumen auftreten. Bei aller Mannigfaltigkeit der Blütenfärbung kommen doch in der Hauptsache vier Grundfarben in Betracht: Weiß, Blau, Rot und Gelb. Diese Grundfarben sind ihrem Wesen nach einzeln zu betrachten. Das Weiß beruht auf der Farblosigkeit der mikroskopischen Elemente (der Zellen). Die farblosen Zellen liefern im lüdenlosen Zusammenschluß eine wässrig erscheinende Masse. Soll diese schneeweiß erscheinen, so bedarf es der Einlagerung reichlicher Luftminengen. Das reflektierte Licht erscheint durch diese als schneeweißes Weiß, so bei locker geschichtetem Schnee (der zusammengeballt wässrig ansieht), beim Schaum (Wierdamm), beim geschlagenen Eiweiß u. a. m. Die blaue Farbe dagegen beruht in allen Fällen auf dem Vorhandensein eines im Zellhülle gelösten Farbstoffes, des Anthocyanins, der seiner Entstehung nach ein Abkömmling der Gerbsäure sein dürfte. In schwacher Lösung, auf weiß reflektierendem Untergrunde erscheint es himmelblau, in starker Lösung je nach der Dichte der Schicht tiefblau bis schwarzblau, wie im bereckelten Stiefmütterchen. Das blaue Anthocyanin entspricht nun in seinem chemischen Verhalten dem Radiumfarbstoff. Wie dieser erscheint es in saurer Lösung rot. Daher der scheinbar widersinnige Satz: Blaue und rote Blüten werden von demselben Farbstoffe erzeugt. Schwache rote Lösungen auf weissen Untergrunde lassen die Blüten zart rosa erscheinen. Je stärker die Lösung, desto satter rot sind die Blüten bis zum Schwarzrot, wie man an den zahllosen Farbenabstufungen die roten Rosen wahrnehmen kann. Was nun das Gelb betrifft, so ist es im Gegensatz zu Blau stets an lebendes Protoplasma gebunden, das in Form von Kügelchen oder mannigfach anders gestalteten Körperchen (Chromatophoren) den eigentlichen Farbstoff von flüchtiger Beschaffenheit nach Art eines ätzend feiner mikroskopischen Schwammes in sich aufspeichert. Der gelbe Farbstoff wird als Xanthophyll oder Xanthophyll bezeichnet. Wahrscheinlich stimmt er mit dem Farbstoff der Karotten (den der Vortragende im Auszuge darstellte) überein. Derselbe Farbstoff verursacht auch die Gelbfärbung des Laubes im Herbst und sieht, wie hieraus hervorgeht, mit der Versehung des grünen Farbstoffes der Blätter (das Chlorophyll) in Beziehung. Die Nuance der gelben Blüten hängt naturgemäß wieder von der Menge des vorhandenen Anthocyanins ab. Alle anderen, nicht erwähnten Farben beruhen auf Mischung. So giebt rothes Anthocyanin, über gelbe Gewebemassen ausgebreitet, die verschiedenen Abstufungen des Orange vom Sattgelb bis zum tiefen Rothgelb. Violettblau und Gelb liefert braune Färbungen zc. Ergebnis der ganzen Betrachtung ist also, daß die Natur seit uralten Zeiten eigentlich das Dreifarben-Verfahren anwendet und zwar aus den Grundfarben Roth, Blau und Gelb, wobei Grün aus der Mischung von Gelb und Blau entsteht. Für die Schönheit der Blumen kommen nun aber nicht die Farben allein, sondern noch besondere Gestaltungen in Betracht. So ist beispielsweise zu beachten, daß der Schmelz der Blüten auf der Ausgestaltung der oberflächlichen Zellen beruht. Insbesondere ist die zarte Sammetbeschaffenheit zurückzuführen auf Ausgestaltung zahlreicher mikroskopischer Papillen, die in ihrer Gesamtheit ähnlich wie blät gestellte mikroskopische Haare eine Sammetwirkung hervorrufen. —

Astronomisches.

es. Vom neuen Saturnmond. Prof. William Pickering von der Harvard-Sternwarte in Cambridge bei Boston, der Entdecker des neuen Erabanten des Planeten Saturn, hat den Vorschlag gemacht, diesem den Namen „Phoebe“ beizulegen, den in der griechischen Mythologie eine Schwester des Gottes Saturn trägt. Bisher führen bereits drei Saturn-Monde die Namen von Schwestern des Saturn, nämlich Tethys, Dione und Rhea, ferner zwei die Namen seiner Brüder Hyperion und Japetus. Aus den bisherigen Beobachtungen des neuen Saturn-Begleiters geht hervor, daß er sich in einer stark länglichen Ellipse um den Planeten bewegt und

daß seine Bahn nahezu in der Ebene der Ellipse liegt, was übrigens nach der bereits früher geäußerten Ansicht des Astronomen Waph Hall bei dem großen Abstände des Mondes vom Hauptkörper zu erwarten war, da die Anziehung des Saturn auf diesen äußersten Mond die der Sonne nur um ein geringes überwiegt. Daß der fragliche Mond den astronomischen Beobachtungen so lange entgangen ist, ist gar nicht zu verwundern, und man darf behaupten, daß wir von seinem Vorhandensein ohne die Anwendung der Photographie noch lange keine Kenntnis erhalten haben würden. Auf den photographischen Aufnahmen, die an der Harvard-Sternwarte von dem System des Saturn gemacht wurden, erscheint der achte Saturn-Mond, der bisher den äußersten Abstand von dem Planeten einnahm und von diesem um mehr als 2 1/2 Sonnen-durchmesser entfernt ist, noch als ein deutliches Objekt, während das Licht des neuen, noch weiter entfernten Mondes noch um 1 1/2 Größenklassen schwächer erscheint. Wenn man auf dem Saturn selbst stünde, so würde dieser Mond nur als ein schwacher Stern von etwa sechster Größe erscheinen und mit bloßem Auge noch eben sichtbar sein, d. h. nur noch für außerordentlich scharfe Augen. Der Durchmesser des Mondes kann vorläufig auf etwa 320 Kilometer geschätzt werden (etwa die Entfernung von Berlin bis zur Elbe-Mündung). Danach dürfte er der kleinste Körper des ganzen Sonnensystems sein, mit Ausnahme der Planetoidengruppe. Der Direktor der Vid-Sternwarte, Professor Keeler, schreibt mit Bezug darauf: „In Anbetracht der außerordentlichen Lichtschwäche des Erabanten und seines großen Abstandes vom Saturn ist nicht überraschend, daß seine Entdeckung nicht durch das Fernrohr geschah. Wenn ein großes Teleskop auf den Saturn gerichtet wird, so liegen die Monde weit außerhalb der Grenzen des Gesichtsfeldes.“ —

Meteorologisches.

— Eine prächtige Halo-Erscheinung wurde am 6. März nachmittags 8 Uhr in Bremen beobachtet. Der „Mutter Erde“ wird darüber mitgeteilt: Der Tag war klar und kalt, zerklüftene, faserige Cirri und ein heftiger Westwind ländigten indessen gegen Mittag den Einfall einer oberen, warmen Luftströmung an. Zur Zeit des Phänomens waren Sonne und weißlicher Himmel von einem feinen Cirruschleier bedeckt, der sich plötzlich zu drei Richtungen verdrängte, deren kleinster in matten weißen Schimmer erstrahlender Hof rechts von einem hellen Bolleusstreifen durchbrochen wurde, an der Kreuzungsstelle eine glänzende Nebensonne bildend. Den zweiten größeren an Innenraude die umgekehrten Regenbogenfarben aufweisenden Lichthof tangierte ein großer, nach Norden offener, fragmentarischer Kreisbogen, der gleichfalls an der Innenseite die Regenbogenfarben in umgekehrter Folge aufwies. Den festesten Teil des Phänomens bildete indessen ein den Zenith durchschneidendes Bruchstück des dritten konzentrischen Ringes, das auf azurinem Grunde in glühendster Farbenpracht erstrahlte. Die Erscheinung währte, an Helligkeit und Glanz wechselnd, ca. 12 Minuten, schien indessen nur wenig Beobachter zu finden. —

Humoristisches.

— Der Afrikareisende. „Ihr Herr Gemahl hat also die Absicht, eine Fustour nach Krol zu machen?“
 „Ach Gott, wie schrecklich, hat er Ihnen das auch gesagt? Denken Sie nur, seit er aus Afrika zurück ist, leidet er an Vergrößerungswahn. Wenn er z. B. auf dem Tempelhofer Feld war, kommt er nach Hause und erzählt mir, er habe die Zugspitze bestiegen.“ —
 — Mütterlicher Rat. „Thu doch was! Du bist ja groß genug; warum dachtest Du eigentlich nicht? Deine Freundin Ella dachtet ja auch.“ („Simplic.“)
 — In Compagnie. A. (in der Kunstausstellung, vor einem Stillleben): „Dieses Bild ist von mir und dem berühmten Maler Zucci!“
 B.: „Wie so?“
 A.: „Ich hab' nämlich die Würst' gemacht, und er hat sie abgemalt!“ —

Notizen.

— In der kleinen Kirche von Goldbach bei Heberlingen am Bodensee sind unter der vierfachen Wandmalerei Spuren von Bildern aufgedeckt, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Ergüsse der in mittelalterlicher Kunstübung einzig dastehenden Malerschule der Abtei Reichenau zu betrachten sind. —
 — Der Verlag der „Jugend“ in München wird die in seinem Besitze befindlichen Originalzeichnungen der Jahrgänge 1896 und 1897 der „Jugend“ versteigern. An dem Erträgnis werden die Künstler beteiligt. —
 t. Eine topographische Landesaufnahme beabsichtigt die französische Regierung in ihrer Kongo-Kolonie. Eine mit der Ausführung betraute Expedition ist bereits in Vorbereitung. —
 t. Eine Sammlung von 7000 Vogelbälgen, die sämtlich ihre Heimat in Nord-Amerika haben, ist von der Naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia angekauft worden. —